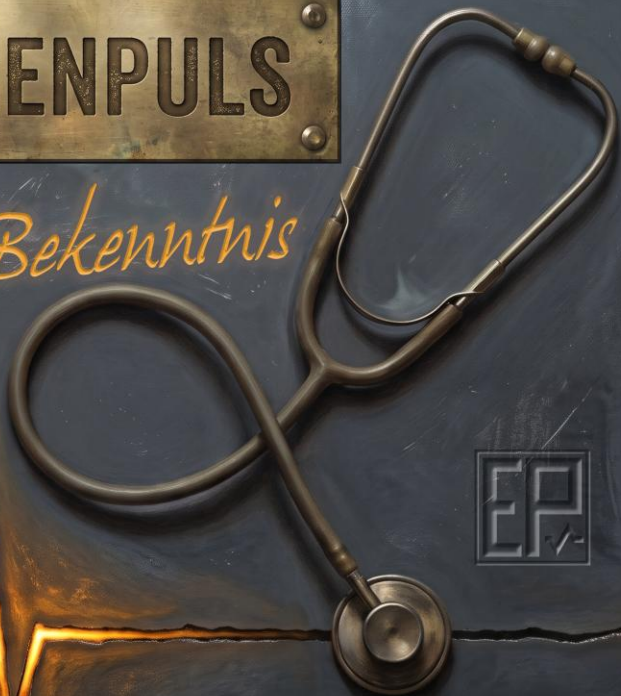


EISENPULS

Ein Bekenntnis



*Auch der Guss in der Form hat einen Puls.
Man muss nur horehen, eh er erkaltet.*

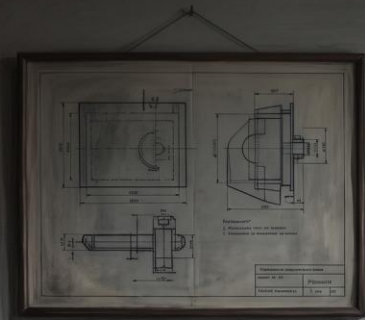


Eisenpuls

Ein Bekenntnis

Es ist noch grau im Haus. Alle schlafen. Ich sitze in der Küche, vor mir ein Glas, und rede – mit dir, der du das hier liest, oder mit mir selbst, was am Ende dasselbe ist. Man sagt, jeder Mann müsse einmal im Leben Rechenschaft ablegen. Gut. Ich lege sie ab. Nicht vor einem Richter – Richter habe ich keinen gefunden. Vor dem Spiegel.

Wo fängt man an? Am Anfang, natürlich. Nur: mein Anfang gehört nicht mir. Man goss mich in eine Form, ehe ich wusste, dass ich flüssig war. Sei brav. Sei bereit. Ordnung muss sein, Arbeit adelt, und was dich nicht umbringt, macht dich hart. Ich habe gehorcht, gelernt, gedient – erst dem Vater, dann dem Meister, dann der Reihe nach allen, die es verlangten. Ich habe funktioniert. Ich funktioniere noch. Und wenn ich nachts wach liege, stelle ich mir eine einzige Frage, auf die ich seit Jahrzehnten keine Antwort finde: Tue ich das alles aus Liebe – oder aus Muss? Und wäre die Liebe noch Liebe, wenn sie nur eine gut geölte Schraube ist?



AUS LIEBE ODER MUSS

Man goss mich in die Form.
Ich wuchs nach ihrer Norm.
Du hältst des Bruders Hand.
So will es unser Land.
Sei brav und sei bereit.
Du dienst zu jeder Zeit.
Das Werk braucht jeden Mann.
Es treibt mich stets voran.

Die Jahre drehn sich grau.
Ich kenne mich genau.
Es schläft in mir ein Tier.
Es träumt von alter Gier.

Die Schraube dreht sich noch.
Mich hält das alte Joch.
Bin ich noch Mensch und echt?
Bin ich noch Vater... Knecht?

Jetzt steh ich an der Bank.
Der Meister bellt... ich dank.
Ich schlucke jeden Ton.
Mein Schweigen bringt mir Lohn.
In mir, da wächst der Rost.
Das Schweigen ist kein Trost.
Ich halte still und stumm.
Für sie frag ich: warum?

Die Jahre drehn sich grau.
Ich kenne mich genau.
Es schläft in mir ein Tier.
Es träumt von alter Gier.

Die Schraube dreht sich noch.
Mich hält das alte Joch.
Bin ich noch Mensch und echt?
Bin ich noch Vater... Knecht?

Auch sie war einst ein Rad.
Auch er ging diesen Pfad.
Geformt von ihrer Zeit.
Kein Schuldiger... nur Leid.
Ich rufe in die Zeit.
Sie schweigt... seit Ewigkeit.
Kein Feind steht mir im Licht.
Ich hasse... und doch nicht.
Und doch... ich halte sie.
Ich lasse sie doch nie.
Ist das der alte Zwang?
Ist das mein echter Klang?

Die Schraube dreht sich noch.
Mich hält das alte Joch.
Bin ich noch Mensch und echt?
Bin ich noch Vater... Knecht?

Ich dreh mich... bis zum Schluss.
Aus Liebe... oder Muss?

Dann kam sie. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin – das Lied kannte ich aus der Schule, und ich hielt es für ein Gedicht über einen Felsen am Rhein. Erst in der Ehe begriff ich: die Loreley wohnt nicht am Fluss. Sie wohnt im eigenen Haus, und sie singt nach dem Mond. Es gibt Tage, da steigt die Flut durch die Zimmer, und jedes Wort, das ich sage, ist falsch, und jedes Wort, das ich nicht sage, noch falscher. Ich habe gelernt zu schweigen. Nicht aus Feigheit – das schwöre ich. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, und einmal im Monat wird das Sprichwort blutiger Ernst. Ich bin der Stein, an dem die Welle bricht.

Der Stein trägt keine Schuld.

Das Meer auch nicht.

Es ist nur so eingerichtet – von wem auch immer.



LORELEY

Es hängt ein grauer Himmel überm Haus.
Und wieder spricht sie laut ihr Urteil aus.
Ich bringe nichts und auch mein Sohn ist schwach.
Die Tochter macht nur Streit und lauten Krach.
Ein halbes Leben wirft das Meer ans Land.
Doch bricht die Welle leise an der Wand.

Und die Flut steigt durch die Zimmer
Und die Nacht wird immer schlimmer
Jedes Wort – ein Wellenschlag
Ich halt still und warte ab

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold
Wenn die Welle wieder rollt
Du bist die See, ich bin der Stein
Das Meer kann nicht schuldig sein

(Ebbe!) ... (Flut!) ... (Ebbe!) ... (Flut!)

Der Vollmond bringt das Licht ins Haus zurück.
Und jeder Blick auf uns ist voller Glück.
Ich bin ihr Fels und auch mein Sohn ein Held.
Die Tochter malt uns eine heile Welt.
Und niemand spricht ein Wort von jener Nacht.
Nur oben weiß der Mond was er hier macht.

Stille Wasser gründen tief
Was die Flut nicht nahm, das blieb
Und der Mond nimmt langsam zu
Vor dem Sturm liegt diese Ruh

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold
Wenn die Welle wieder rollt
Du bist die See, ich bin der Stein
Das Meer kann nicht schuldig sein

Himmelhoch jauchzend! (Zum Tode betrübt!)
Salzwasser und Strom! (Salzwasser und Strom!)
Du bist das Salz in meiner Suppe
Du bist das Salz in meiner Wunde
Die Chemie fragt nicht, ob sie stimmt

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold
Wenn die Welle wieder rollt
Du bist die See, ich bin der Stein
Das Meer kann nicht schuldig sein
Die Welle geht, der Stein bleibt stehn
Und morgen wird es weitergehn

(Ebbe... Flut... Ebbe... Flut...)

Aber ich will ehrlich sein, es ist ja eine Beichte: sie wollte keinen Stein. Sie wollte einen Wolf. Sturm und Nacht, ein Tier mit Hunger in den Augen – so kam ich zu ihr, und so nahm sie mich. Und dann gab sie mir Brot, und Ruhe, und ein warmes Haus, und ich fraß Kreide wie der Wolf im Märchen, bis meine Stimme weich war. Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust – der alte Geheimrat wusste, wovon er sprach. Nur dass bei mir die eine Seele die andere an die Leine gelegt hat. Jetzt sucht sie nachts den Wolf und findet einen Hund, der treu die Tür bewacht.

Da liegt der Hund begraben.

Ich heule noch.

Aber lautlos.



WOLF UND HUND

Du wolltest Sturm und Nacht.
Ein Tier das hungrig wacht.
Ich kam als Wolf und Brand.
Du nahmst mich an die Hand.

Du gabst mir Brot und Ruh...
Du nahmst mir Wolf und Wald...

Zwei Seelen, ach, in einer Brust:
Der Wolf, der Hund... dieselbe Lust.
Du wolltest Wolf... ich wurde zahm.
Ich trug das Band voll Gram.

Ich fraß die Kreide stumm.
Ich bog den Nacken krumm.
Ich lernte dienen zahm.
Dein Blick zu mir nicht kam.

Du gabst mir Brot und Ruh...
Du nahmst mir Wolf und Wald...

Zwei Seelen, ach, in einer Brust:
Der Wolf, der Hund... dieselbe Lust.
Du wolltest Wolf... ich wurde zahm.
Ich trug das Band voll Gram.

Du suchst den Wolf bei Nacht.
Doch nur der Hund hält Wacht.
„Drum prüfe, wer sich ewig bindet “ ...
Sein Wille liegt am Grund.
Es schweigt der alte Bund.
Da liegt der Hund begraben.

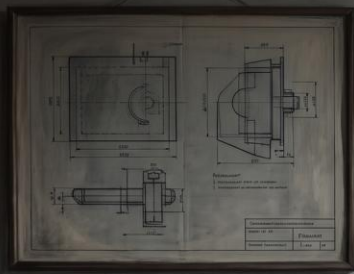
Zwei Seelen, ach, in einer Brust:
Der Wolf ist tot, der Rest ist Frust.
Du wolltest Wolf... du kriegst den Hund.
Ich heul dich an aus stummem Mund.

Ein kalter Hauch... ein letzter Schritt...
Der Hund liegt still davor...

Manchmal, auf dem Weg zur Schicht, sehe ich einen Mann, der pfeift. Er hat nichts, er will nichts, er lacht. Hans im Glück: hat sein Gold gegen ein Pferd getauscht, das Pferd gegen eine Kuh, die Kuh gegen ein Schwein, und am Ende fielen ihm zwei Steine in den Brunnen – und er dankte Gott und war der glücklichste Mensch unter der Sonne. Ich habe ihn immer für einen Narren gehalten. Ich habe gerechnet, gewogen, gesichert. Der Spatz in der Hand, sagte ich mir, ist besser als die Taube auf dem Dach. Nur neuerdings, wenn der Mann pfeifend vorübergeht, sticht etwas in mir. Und ich frage mich, ob meine Vernunft je Vernunft war – oder bloß die Angst, die sich einen klugen Namen gab.

Oder, schlimmer noch: die Trägheit. Ich weiß es nicht mehr.

Der Spatz wird kalt in meiner Faust, und öffnen kann ich sie nicht.



DER SPATZ IN DER HAND

Zwei Teller stehn, und keiner spricht.
Ein Tag wie jeder, grau und schlicht.
Wir teilen Tisch und Bett und Jahr.
Doch fremd sind wir, das ist mir klar.

Ich hab gewählt, ich hab bedacht.
Ich hab das Tor zur Nacht bewacht.

Ein Spatz in meiner Hand genügt.
Die Taube auf dem Dach betrügt.
Ich greife nicht, ich halte fest.
Ich bleib im warmen, sichern Nest.

Da geht ein Mann und pfeift und lacht.
Er hat sein Gold zum Stein gemacht.
Er warf es weg und ist nicht arm.
Er hat nicht viel, doch ihm ist warm.

Ich hab gewählt, ich hab bedacht.
Ich hab das Tor zur Nacht bewacht.

Ein Spatz in meiner Hand genügt.
Die Taube auf dem Dach betrügt.
Ich greife nicht, ich halte fest.
Ich bleib im warmen, sichern Nest.

Ich nenn es klug. Ich nenn es Pflicht.
Ich nenn es Ruhe. Doch es sticht.
Der Spatz wird kalt. Die Hand wird leer.
Und nichts ist leicht. Und nichts mehr schwer.

Ein Spatz in meiner Hand genügt.
Die Taube auf dem Dach betrügt.
Ich greife nicht, ich halte fest.
Ich bleib im warmen, sichern Nest.

War es Vernunft, die mich gebot?
War es die Angst? War es die Not?
War es nur Trägheit, kalt und stumm?
Ich weiß nicht mehr. Ich frag warum.

Mein Sohn sieht durch mich hindurch. Es gab eine Zeit, da war ich ihm Gott: ich hob ihn auf die Schultern, und er sah die Welt von oben. Jetzt bin ich ihm ein Möbelstück, das Geräusche macht. Sie sagen: das ist die Natur, das wächst sich aus, jeder Vogel stößt das Nest von sich ab. Mag sein. Aber nachts hämmert die Frage: Was, wenn nicht die Natur? Wenn ich es war – ein Wort zu viel, ein Blick zu wenig? Wer sein Kind liebt, züchtigt es, hieß es früher; wer schont, verzieht, wer schlägt, macht blind – und wer weiß heute noch, was richtig war. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, sagen sie. Sie vergessen den zweiten Teil: der Stamm war selbst einmal ein Apfel. Ich habe es meinem Vater genauso angetan. Nun ist die Reihe an mir. Ich ritt mit ihm durch Nacht und Wind, ich hielt ihn fest, mein eigen Kind – und hielt am Ende doch nur Sand.



DER ANGEKLAGTE

Wer trägt die Schuld? Ich frag mich sacht.
Ich sitz allein und halte Wacht.

Ich war einst Gott, ich war einst Stein.
Er sah hinauf, das Licht war mein.
Er ist mir über, ich bin leer.
Der Gott von gestern gilt nichts mehr.

Ist es das Blut?
Ist es die Zeit?
War ich der Fehler?
Schuf ich Leid?

Die Frage hämmert, Schlag um Schlag.
Und fordert Antwort, Tag für Tag.

Ich frag die Wand, ich frag die Nacht.
Hab ich ihn selbst dazu gemacht?
Ich wühl mich durch den alten Schlamm.
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.
Kein Urteil fällt. Die Stille schreit.
Kein Richter gibt mir je Bescheid.

Ich tat es einst dem Vater an.
Nun ist die Reihe an mir dran.
Wer schon, verzieht, wer schlägt, macht blind.
Ich bin der Vater, und das Kind.

Ist es das Blut?
Ist es die Zeit?
War ich der Fehler?
Schuf ich Leid?

Die Frage hämmert, Schlag um Schlag.
Und fordert Antwort, Tag für Tag.

Ich frag die Wand, ich frag die Nacht.
Hab ich ihn selbst dazu gemacht?
Ich wühl mich durch den alten Schlamm.
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Ich ritt mit ihm durch Nacht und Wind.
Ich hielt ihn fest, mein eigen Kind.
Doch etwas zog ihn aus der Hand.
Ich kam zu spät, ich hielt nur Sand.

Ich frag die Wand, ich frag die Nacht.
Hab ich ihn selbst dazu gemacht?
Ich wühl mich durch den alten Schlamm.
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Ich weiß nicht, ob ich Schuld noch trag.
Ich halt ihn doch, bei Nacht, bei Tag.

Und der Vater. Ja. Jetzt kommt der Teil, für den ich das Glas gebraucht habe. Heute Morgen, beim Rasieren, hob ich die Hand – und im Spiegel hob sie ein anderer. Seine Geste. Sein Griff. Sein graues Gesicht, das langsam durch meines wächst wie Wasser durch eine Wand. Ich hatte mir geschworen: niemals wie er. Ich trage ihn längst in mir umher. Er ist damals gegangen, wie man bei uns sagt, ohne dass man es sagt: er hat Hand an sich gelegt. Das ganze Dorf senkte die Stimme, als wäre das Wort ansteckender als die Tat. Und ich sitze seither vor dieser Frage wie vor einer verschlossenen Tür: War es Schwäche, Vater? War es Mut? War es die Stille, die dich rief – dieselbe Stille, die ich jeden Abend im Haus höre, wenn alle schlafen? Du sitzt im Glas und sagst kein Wort. Fragen kann ich nur noch die Wand. Die Antwort trage ich nicht im Blut – hoffe ich.

Hoffe ich.

IM GLAS

Das Glas ist grau im Morgenschein.
Ich seh mich kaum – ich seh schon ihn.
Ich heb die Hand – sie hebt allein.
Wer ist der Fremde tief darin?

Ich wollte anders, wollte mehr.
Ich kam denselben Gang daher.

Im Glas der Vater, grau und alt.
Die Hände schwer, der Griff wird kalt.
Ich kenn die Geste, kenn die Hand –
ich hab sie an mich selbst gelegt.

Am Tisch sein Platz, der leere Stuhl.
Ich sitz, wie er einst saß versteint.
Ein Rufen dringt – das Haus wird kühl.
Wen ruft die Stimme, die da weint?

**Ich schwor mir: niemals so wie er.
Und trag ihn längst in mir umher.**

**Im Glas der Vater, grau und alt.
Die Hände schwer, der Griff wird kalt.
Ich kenn die Geste, kenn die Hand –
ich hab sie an mich selbst gelegt.**

**Du sitzt im Glas und sagst kein Wort.
Ich frag dich spät – du bist schon fort.
War es die Stille, die dich rief?
War es ein Rufen, kalt und tief?
War es die Schwäche? War es Mut?
Ich trag die Antwort nicht im Blut.**

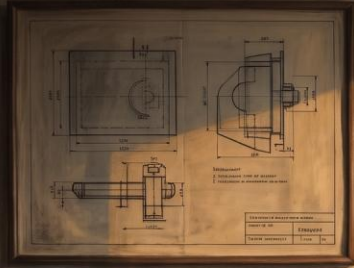
**Im Glas der Vater, grau und alt.
Die Hände schwer, der Griff wird kalt.
Ich kenn die Geste, kenn die Hand –
und hab die Hand an mich gelegt.**

Das Glas ist leer. Kein Mensch im Raum.

Eines noch, ehe es hell wird. Diese Lieder, die du hier in den Händen hältst – eine Maschine singt sie. Ich weiß, was jetzt in dir aufsteht: das ist tot, das ist seelenlos, das ist der Teufel an der Wand. Genau das sagte der Urgroßvater über den Trichter des Grammophons, der Großvater über das elektrische Klavier, der Vater über den Synthesizer. Wer gestern schrie, singt heute mit. Wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit – das alte Lied, das alte Leid. Ich urteile nicht. Ich bin zu alt geworden, um den Riss im hohen Ton noch zu hören, und zu ehrlich, um so zu tun, als hörte ich ihn.

Ob Gift, ob Gold: entscheide selbst.

Die Welle rollt sowieso.



Long, folded document or newspaper, partially visible on the desk.

ZUKUNFTSMUSIK

Die Mutter singt ihr Lied nicht mehr.
Der Trichter singt das Kind in Schlaf.
Die Kehlen werden stumm und leer.
Der Mensch wird zahm, die Herde brav.

Er malt den Teufel an die Wand.
Er schreit es laut aus voller Brust.
Die Zeit geht weiter durch das Land.
Sie kennt ihn nicht... und kein Verlust.

Wer gestern schrie, singt heute mit.
Der Fluch von gestern stört kein Ohr.
Die Zeit geht weiter, Schritt für Schritt.
Und morgen singt ihn ganz der Chor.

Wer nicht mit der Zeit geht... geht mit der Zeit.
Das alte Lied, das alte Leid.
Ob Gift, ob Gold... entscheide du.
Die Welle rollt. Und du hörst zu.

Der Ton... der Ton macht die Musik.

**Sie tun den Kasten in den Bann.
Ein Ding aus Draht soll schweigen still.
Das Urteil spricht ein stolzer Mann.
Das Neue singt, so laut es will.
Heut trägt der Kasten dieses Lied.
Er summt im Takt, er hält den Ton.
Und wer ihn einst wie Gift vermied...
Sie gingen mit der Zeit davon.**

**Wer gestern schrie, singt heute mit.
Der Fluch von gestern stört kein Ohr.
Die Zeit geht weiter, Schritt für Schritt.
Und morgen singt ihn ganz der Chor.**

**Wer nicht mit der Zeit geht... geht mit der Zeit.
Das alte Lied, das alte Leid.
Ob Gift, ob Gold... entscheide du.
Die Welle rollt. Und du hörst zu.**

Der Ton... der Ton macht die Musik.

Du hörst den Riss im hohen Ton.
Dein Ohr ist jung. Es kennt ihn schon.
Ich hör nur Klang, ich hör ein Lied.
Mein Ohr ist alt. Kein Unterschied.
Vielleicht liegt's nicht am Ohr allein.
Ist nichts mehr echt? Ist alles Schein?
Vielleicht sitzt tief im Kopf ein Sieb.
Die Grenze schwand... kein Strich, der blieb.

Wer nicht mit der Zeit geht... geht mit der Zeit.
Das alte Lied, das alte Leid.
Ob Gift, ob Gold... entscheide du.
Die Welle rollt. Und du hörst zu.
Der Ton... der Ton macht die Musik.
Zukunftsmusik. Zukunftsmusik.

Auch dieses Lied wird einmal alt.
Ein Knistern legt sich auf den Ton.
Was heute glüht, wird morgen kalt.
Die Welle rollt... und rollt davon.

Das Glas ist leer. Oben regt sich das Haus. Gleich stelle ich den Stuhl an den Tisch zurück, wasche das Glas aus und werde wieder der Mann, der funktioniert – als wäre nichts gewesen. Vielleicht ist das meine Art zu lieben.

Vielleicht ist es nur die Form, in die man mich goss. Frag den Stein, wenn du es genau wissen willst.

Die Welle geht.

Der Stein bleibt stehn.



EISENPULS

Ein Bekenntnis

Aus Liebe oder Muss

Loreley

Wolf und Hund

Der Spatz in der Hand

Der Angeklagte

Im Glas

Zukunftsmusik



Dieses Album entstand vierhändig –
zwei der Hände sind menschlich.
Bei den Worten half Claude, bei
den Bildern Gemini, bei der Musik Suno.
Die Fehler, die Erinnerungen
und der Puls sind meine. 2026